

(Nachdruck verboten.)

71

Ich bekenne.

Roman von Clara Müller-Sahnke.

Das alles erfuhr ich selbstverständlich erst später. An diesem ersten Morgen unserer Bekanntschaft herrschte eine arge Verstimmung in unserem Dachstübchen. Mary Deife faßte mich schließlich unter den Arm und führte mich in den Speisesaal hinab.

Oberlicht. Um das geschlitzte Gitterwerk herum in Hufeisenform die Tafel. Dreißig bis vierzig Mädels! — Ob nun blond oder brünett, heiter oder ernst, fromm oder glaubenslos, jung oder lebenserfahren, Du: alle haben sie ihren „Mann“ gestanden im Kampfe um das Dasein.

Ich sehe sie noch heute. Keine fromme Gesellschaft, keine Leibe kein „Pensionat“! — Aber Lebenskraft steckte in ihnen allen!

In der Mitte des mit weißen Leinen gedeckten Kaffeetisches präsiidierte die Frau Oberin.

Ich trat an sie heran und wünschte ihr einen Guten Morgen.

„Guten Morgen, liebes Kind,“ erwiderte sie freundlich meinen Gruß. „Trinken und essen Sie und lassen Sie sich's gefallen. Um acht Uhr beginnt der Kursus der Handelsschule.“

Ich aß und trank mit Appetit. Mary Deife saß neben mir und „futterte“. Sie flüsterte mir Bemerkungen zu über die einzelnen Glieder in diesem Kreise. Und sie traf mit jeder Bemerkung, wie ich später voll bestätigt fand, den Nagel auf den Kopf.

Um einhalbacht Uhr wurde die Kaffeetafel aufgehoben. Die Frau Oberin legte liebevoll meinen Arm unter den ihrigen.

„Mein liebes Kind, einen Gefallen werden Sie mir tun! Sie haben so schönes Haar — warum ruinieren Sie sich das durch Lockentragen! Flechten Sie sich das Haar, liebe Wilma. Sie werden bald sehen, wie gut Ihnen das tut!“

Ich sah Fräulein Veronika Märtens verständnisvoll an: mit einem Male hatte ich sie lieb.

„Ich werde meine Haare flechten, Frau Oberin.“ Sie mochte wohl ein Aufblitzen in meinem Gesicht gesehen haben, — ein Lächeln ging um ihren charaktervollen Mund. Dann drückte sie meine Hand und nickte mir gütig zu.

Seit dieser Stunde sind wir Freundinnen gewesen.

Um acht Uhr begann der Kursus der Handelsschule. Zuerst wurde eine Prüfung vorgenommen, und die Schülerinnen wurden nach dem Grade ihres geistigen Vermögens gesetzt. Ich erhielt Nummer eins. Anna Nicolai saß ganz unten. In der ersten Stunde sah sie mit ziemlich schiefen Blicken auf mich hin. Aber sie ist niemals neidisch, sondern stets bestrebt gewesen, mit Gutes Hilfe mein bißchen Ueberlegenheit zu ihren Gunsten auszunutzen.

Und — na: ganz schlecht war ich auch nicht, und Anna Nicolai hat so manches schwierige Exempel zu Herrn Sandemanns Verwunderung tadellos gelöst.

Unser Lehrer, Liebling? — Mary Deife hatte ihn richtig eingeschätzt. Er war tatsächlich ein „netter Kerl“. Der unverfälschte Berliner: „pratschig“, harmlos, von Herzen gut. Galant und grob, je nach Bedürfnis. Wir beide haben uns allzeit famos gestanden.

Unsere Sprachlehrerin war eine Nachteule. Das heißt: nur, was ihr Aeußeres anbetrifft. Mein Schönheitsgefühl wurde förmlich geknickt, als ich sie zum erstenmal sah. Mein Herz aber wurde gänzlich mit ihrer Erscheinung ausgefüllt in dem Augenblick, als sie bei der Zurückgabe unseres ersten Aufsatzes: „Ueber die Panславierung des europäischen Ostens im Hinblick auf den russisch-türkischen Krieg“ mit zufriedenerm Lächeln erklärte:

„Fräulein Wilma ist ein Genie.“

Wo das „Genie“ in diesem Aufsatz zutage getreten ist, weiß ich nicht zu sagen. Jetzt steht nur, daß ich von da ab ihr Nachteulengesicht ganz erträglich fand.

Die Mädels in der Schule, Herze? — Aus allen Kreisen rekrutierten sie sich. Sogar eine Generalstochter hatten wir unter uns und eine adelige junge Dame aus der französischen Kolonie. Und die Tochter einer Grünzeughändlerin aus Schöneberg. Der „Star“ unserer Schule war eine feiche,

blonde, hochtoupierete Berlinerin, die nicht gut zu rechnen verstand, dafür aber auf die schwachen Seiten Herrn Sandemanns so unverschämte spekulierte, daß dieser ihr eines Tages rundweg und ehrlich grob erklärte: „Bei mir sollen Sie lernen, Fräulein Tiez. Wenn ich mal was lernen will, suche ich mir eine andere aus.“ Von dieser Stunde an konnte Fräulein Tiez rechnen.

So stellten wir im Kleinen den richtigen sozialistischen Zukunftsstaat dar. Wir waren alle gleich. Und es ging in Wahrheit ein starker sozialistischer Zug durch diese Schule, der erwachsen war aus dem gemeinsamen Gefühl, arbeiten zu müssen, um leben zu können.

Damals, Seele, empfand ich das nicht so genau. Nur das Neue, das ganz Neue kam überwältigend über mich.

Und — die lachende, prickelnde, sechzehnjährige Lebenslust!

Ich war in Berlin.

Und hatte sechzig Mark in der Tasche, die ich aus den Einkünften meiner Privatschule übrig behalten hatte.

Ich war Kapitalistin und hatte eine Freistelle im Heimathause. Meine Kameradinnen — allen voran Mary Deife — waren ehrlich bestrebt, mich in die Vergnügungen der Kaiserstadt einzuführen. Ich wehrte ab. Das sollte erst kommen, wenn ich eine Stellung hatte. Bis dahin hieß es: sparen!

Berdebahnfahrten leistete ich mir nicht, nicht einmal den Omnibus. Ich lief zu Fuß und lief stundenlang, um das drückende Gefühl loszuwerden, in meiner Umgebung nicht genau Bescheid zu wissen. Trotz dieses stundenlangen Laufens aber sah ich nur das glänzende Berlin, das Berlin der Kaiserstadt. Ich sah die funkelnden Läden, die Kunstgalerien, die kein Eintrittsgeld kosteten, kannte hundert verschiedene Straßennamen und hatte mich im Gassengewirr mit Leichtigkeit zurechtzufinden gelernt. Bescheid aber wußte ich noch lange nicht.

Bis dann eines Abends —

Es war ein heißer Tag gewesen. Die Luft flimmerte, und die Hitze flirrte. Gegen Abend machte Fräulein Märtens eine Erholungsfahrt in einer Droschke. Drei ihrer Schutzbefohlenen wählte sie zu ihrer Begleitung aus, darunter auch mich. Wir fuhren wohl eine gute Stunde lang . . .

Aus den glänzenden Straßen heraus in enge, düstere Gassen. An Baraden vorbei, die das heutige Berlin nicht mehr aufzuweisen hat. Wir sahen Häuser, — wenn sie überhaupt diesen Namen verdienten — die zur Hälfte nur über der Erde standen; die untere Hälfte schien in den Boden versunken zu sein. An den zerbrochenen Türen lehnten Männer mit blassen Gesichtern, verwildertem Barthaar und dunklem Blick.

Meine Kameradinnen schauderten. Sie hatten Furcht. Veronika Märtens sah die kindliche Regung dieser jungen Seelen.

„Ja,“ sagte sie langsam, als wollte sie auf eine an sie gerichtete Frage Antwort geben, „ich würde Euch nicht raten, Kinder, des Abends allein durch diese Straßen zu gehen . . .“

„Warum nicht?“ fragte ich rasch.

„Aber Wilma? Schau doch nur diese Kerle an; sehen sie nicht genau so aus, als ob sie Dich niederstechen möchten, wenn sie Dir irgendwo allein begegneten?“

Ich mußte lachen. Diese Kerle! Was war's denn mit ihnen? Das Leben hatte ihnen übel mitgespielt; sie hatten für ihr Ringen keinen Lohn gefunden, sie hatten die Arbeit verabscheuen gelernt, die ihnen keine Frucht gebracht, und standen nun an zerbrochenen Türen herum, rochen nach Alkohol und sahen mit schweren, stumpfen Blicken in die sterbende Welt.

Und „diese Kerle“ sollten mich niederstechen wollen, wenn sie mir begegneten, — mich, die ich an der Schwelle des Lebens stand, die ich die gleichen Enttäuschungen, dieselben bitteren Hoffnungslosigkeiten noch zu durchkosten hatte, für die derselbe bittere Trank bereit stand, den sie bereits bis zur Heige geleert, bis zur Besinnungslosigkeit getrunken hatten?!

Sie hätten höchstens schadenfroh und höhnisch über mich gelacht!

Jetzt glaube nicht, daß ich phantasie, Herze! Ich empfand so. Ein Gefühl der Reife war über mich gekommen: seltsam, bedrückend, gewitterschwer. Schwül wie die Atmosphäre dieses Oktoberabends . . .

Und selbst Veronika Märtens sah mich verständnislos an.

Ich habe keine Ahnung mehr davon, warum unsere Oberin mit uns durch die Straßen fuhr, die heute lange schon der großen Zeit zum Opfer gefallen sind. Prachtbauten sind an ihrer Stelle entstanden, und statt jener Unglückseligen mit dem erlöschenden Blick stehen Männer auf der Schwelle — mit dem Hammer in der Hand und dem lohenden Blitz in den Augen!

Und wir fuhren weiter, immer weiter, Du: von Norden nach Osten.

Breit wurden die Straßen und die Häuser hoch. Von den Wänden bröckelte der Kalk. Die Treppen waren schief getreten, die Balkone blumenleer. Hinter ihren Fenstern schloß das Glück nicht mehr.

Die Mädels sahen interessiert aus der Droschke. Auf den breiten Trottoirs huschte ein flasses, scheues Leben dahin. Und vor einem dieser himmelhohen Häuser hielt unsere Droschke still.

Fräulein Märtens stieg hinaus. Sie hatte einen Besuch in diesem Hause zu machen.

Während der fünfzehn Minuten, die wir vor diesem Hause verweilen mußten, habe ich viel gesehen . . .

Ich sah in eine offene Wunde hinein. Und am Grunde dieser Wunde sah ich den Blutstrom des Lebens pulsen.

Aus meinen sechzehn Jahren wurden sechzig. Am Straßenrande stand ein Weib.

Ihr einstmaliges himmelblaues Kleid war beschmutzt und zerrissen. Auf dem Kopfe trug sie einen hellen, zerdrückten Filzhut, mit roten Rosen geschmückt; in den Naden hinterhing eine von der Feuchtigkeit glatt gewordene, weiße Straußenfeder . . .

Das Weib stand gerade im Laternenchein und spähte die Straße hinab.

Von jenseits kam ein Mann. Ein Herr erschien er mir. Er ging quer über die Straße und blieb neben dem Weibe stehen.

Ich beugte mich vor. Mein Herz schlug laut und heftig. Meine Gefährtinnen sicherten.

Wieder verstand ich ihr Nicken so wenig wie vordem ihre Furcht.

Der Mann drängte sich dicht an das Weib heran. Es schien beinahe, als beabsichtigte er, den Arm um sie zu legen. Und nun beugte er sich tief hinab und sah ihr unter den zerknitterten, hellen Filzhut mit den leuchtend roten Rosen.

Dann plötzlich — lachte er laut und roh auf. Und stieß das Weib zurück.

Und ging vorbei.

Die Frau umklammerte den Laternenpfahl. Ein zitternder Schauer rann durch ihren Leib.

Und ich wußte, daß sie hungerte . . . und daß sie hungern würde: heut Nacht und morgen früh und den ganzen Tag . . .

Und ich wußte, daß dieses Weib ein Recht habe, mich niederzustechen, wenn es mir begegnen sollte . . . ein Recht, wenn auch keinen Mut mehr dazu und keine Kraft.

Mich aber trieb eine Kraft, aus der Droschke zu springen und dem Weibe zu geben, was ich bei mir trug, und es zärtlich und liebevoll zu bitten: „Geh heim, Schwester, und isß Dich satt . . .“

Und neben mir die kichernden Mädchen wurden plötzlich starr, und ein Zug der äußersten Empörung legte sich um ihre zusammengekniffenen Mundwinkel. Dann brach der Sturm los.

„Wilma, ein solches Frauenzimmer! Bist Du verrückt geworden? — Du machst Dich gemein, Wilma! Ich sage es Fräulein Märtens — solch ein Frauenzimmer!“

Aus dem wetterschwülen Oktoberhimmel zuckte ein Blitz. Das Weib vor mir erhob sein weißes, verwüstetes Gesicht und sah gerade in das blaue Licht hinein . . . Ein Schreck durchfuhr mich; eine brennende Scham wie über ein Ungeheuerliches, das ich getan, schlug mir flammend in die Wangen. Zitternd stieg ich wieder in den Wagen, ohne mich noch einmal nach meinem Schlingling umzusehen. Meinen zürnenden Kameradinnen winkte ich wortlos und abwehrend mit der Hand. —

In einem Fenster der zweiten Etage ging ein Licht auf. Und Veronika Märtens trat mit erregtem Gesicht aus dem Hause.

„O, Kinder, es blitzt! Das Gewitter kommt. Nach Hause — schnell, schnell!“

Der Droschkenkutscher hieß auf die Pferde ein. Wir jagten heim, immer verfolgt von dem drohenden schwarzen Gewölk. Mitunter spielte ein blasser Blitz über Veronika Märtens' verstörtes Gesicht. Ich sah im Schatten, tief in die Erde gedrückt. Ich fürchtete mich, auf die Straße zu sehen . . .

Wir kamen gerade zum Abendbrot zurecht. Der hufeisenförmige Tisch war bereits gedeckt.

Dierzig bis fünfzig Mädels saßen wir um diesen Tisch. Gegeessen wurde wenig: draußen tobte ein Unwetter, als sollte die Welt mit allem, was auf ihr blühte, reifte und zertreten ward, vernichtet werden auf einen einzigen Schlag. Der Hagel prasselte an die Scheiben, daß sie klirrend zersprangen. Eine Telephonistin, die aus dem Dienst kam und drei Treppen emporgestiegen war, trug in der heißen Hand ein Hagelforn so groß noch wie ein Laubenei.

Ein Oktobergewitter von unerhörter Heftigkeit! Wieder klirrten die Scheiben und immer wieder, und auf der Straße rasselte die Feuerwehr.

Veronika Märtens stand auf, blaß wie eine Tote. Auch diese Frau hatte Furcht. Vor dem Gewitter?

In dem dunklen, von allen Seiten zugebauten Korridor, in den der Blitschein nicht zu dringen vermochte, ist sie wie sinnlos umhergelaufen, die Hände an die Ohren gepreßt.

Ich wäre ihr gern gefolgt. Aber das blaue Licht der Blitze, das nicht mehr erlosch, hielt mich in dem großen, von acht breiten Fenstern flankierten Saale fest.

Al' die Mädels um mich her sahen in diesem Lichte blaß, bläulich, entstellt, erloschen aus. Und der Donner klang über sie hin wie ein fernes, rohes Lachen . . .

Dann ein kurzer, erstickender Moment: eine Rohe — ein Prasseln — ein Krach —

Wir unmittelbar im Rücken!

Als ich aufschah, traf mein Blick auf Ohnmächtige. Und jetzt sahen sie wirklich wie Leichen aus. Langsam hob ich die Hand an die Stirn und wandte mich um. Die Bleieinfassung des Oberlichts war verbogen und geschmolzen. Herausgeschleuderte Bleistücke lagen auf dem Fußboden umher. Glasplitter überall, sogar auf dem Tisch, auf den Tellern . . .

Eingeschlagen! —

Und das Toben des Unwetters hielt an. Jetzt lief ich hinaus zu Veronika Märtens. Wir brachten sie halb bewusstlos zu Bett.

Der Blitz hatte durch das Oberlicht geschlagen, war durch drei Etagen gegangen bis in das im ersten Stock gelegene Möbelmagazin, und hier hatte er sich einen hohen Wandspiegel ausgesucht, den er in tausend Scherben zersplitterte. Dann hatte er durch das offene Fenster den Ausweg gefunden.

Ein Unglück war nicht geschehen.

Nur ich — unter dem furchtbaren Krachen dieses Schlages hatte ich gelernt, mich zu fürchten. Nein doch: die Furcht im eigentlichen Sinne war mir fremd geblieben. Nur ein Nerven-zittern, ein unbeschreibliches Beben hab' ich drei Jahre lang nach diesem Blitzzschlag noch gespürt, so oft ein Gewitter am Himmel stand. Und wenn ich den tiefen, traumlosen Schlaf der schwülen Sommernächte schlief, das erste, ferne Donnerrollen hat meine Augen geöffnet für den bläulichen Schein.

Heute — o Du Lieber! Al' der Spuk der Vergangenheit ist gebannt. Mit Dir bin ich durch die hallende Osternacht gegangen und habe dem zuckenden Blitze zugejauchzt und mit dem trachenden Donner über allen Jammer und allen Wahnsinn der Welt gelacht.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Brief.

Von Wladimir Kirjalow.

„Lisa, ich denke, Du bist schon lange fertig?! . . . Es ist höchste Zeit, ins Theater zu fahren, und Du bist noch nicht einmal frisiert?“

„Aber Witsja, siehst Du denn nicht, daß ich zu tun habe?“

„Was denn?“

„Na, das siehst Du ja — ich schreibe einen Brief . . .“

„Was ist das wieder für eine Idee, so kurz vor dem Theater einen Brief zu schreiben! Warum ziehst Du Dich nicht lieber an?“

„Weil dieser Brief sehr eilig, sehr wichtig ist und ich mich erst jetzt daran erinnere habe. — Den ganzen Tag war mir so als wenn ich etwas äußerst Notwendiges zu tun hätte. Aber was? Keine Ahnung! Erst jetzt fällt mir ein, daß es der Brief an die Modistin ist . . . wegen meines neuen Kleides . . . Nur gut, daß ich mich noch heizzeiten daran erinnere habe! . . . Apropos, kannst Du mir vielleicht sagen, wie ich die Adresse machen soll?“

„Wie Du die Adresse machen sollst? Was ist da viel zu fragen! Du schreibst ihren Vor- und Zunamen — und fertig!“

„So schlau war ich auch ohne Dich . . . Oder bin ich vielleicht eine Idiotin? . . . Aber ich meine, muß man nicht die Modistin auf dem Rubert „Hochwohlgebornen“ titulieren? . . . In meinem ganzen Leben habe ich noch nie an eine Modistin geschrieben . . .“

Im Brief habe ich einfach unterzeichnet „Ihre Kundin“ Soundso . . . Vielleicht ist das nicht höflich genug?

„Lissa! Wirklich, wir kommen zu spät ins Theater!“

„Was kümmert mich das Theater! . . . Mein Kleid ist mir wichtiger als das Theater! . . . Also wie soll ich schreiben? Hochwohlgeboren oder nicht?“

„Aber Kind, wie soll ich das wissen! Ich habe noch niemals mit einer Schneiderin korrespondiert.“

„Na, na . . . Tu mir nicht so! . . . Als wenn ich Dir das glaube! . . . Ihr Männer seid alle . . .! Besonders bevor Ihr heiratet . . . Denkst Du, ich weiß nicht, wie Du als Junggefelle . . .?“

„Lissa! Wir kommen bestimmt zu spät, wenn Du jetzt noch eine Szene anfängst! Mache lieber Deinen Brief fertig! . . . Du schreibst auf das Kuvert ganz einfach „An Frau Soundso . . .“

„Damit sie sich beleidigt fühlt und mir aus Aerger das Kleid verdirbt, ja? . . . Danke für den guten Rat! . . . Einen besseren hätte ich übrigens von Dir auch nicht erwartet!“

„Du bist heute augenscheinlich etwas nervös. . . Einfach unmöglich, mit Dir vernünftig zu sprechen!“

„Ja, wie soll man nicht nervös werden, wenn man eine geschlagene Stunde über solch einem dummen Brief sitzen muß!“

„Dann mach doch Schluss und schide ihn fort, wie er ist!“

„Ach Gott, da fällt mir eben ein . . .“

„Was denn noch?“

„Ich habe ja ihre Adresse vergessen! Ich weiß, daß sie auf der Radjeschbinskaja wohnt, in einem roten Hause, aber welche Nummer?“

„Der Briefträger wird sie schon finden. Sie hat doch gewiß ein Firmenschild?“

„Wie dumm Du bist! Meinst Du denn, auf dem Schild steht ihr Name? Welche bessere Schneiderin setzt überhaupt ihren wirklichen Familiennamen aufs Schild? Und das rühmt sich noch mit den Modistinnen-Bekanntschäften, die er vor der Hochzeit hatte! . . .“

„Ist mir ja wie im Traum eingefallen! Du faugst Dir das einfach aus den Fingern!“

„Na, na . . . bitte sehr! . . . Du bist wohl so unschuldig wie ein neugeborenes Kind?“

„Lissa! Fahren wir heute noch ins Theater oder nicht?“

„Und mein Brief? Die Schneiderin heißt Petrow, aber auf ihrem Schild steht: Madame Sôraphine . . .“

„Na, dann adressiere doch: An Madame Sôr . . .“

„Damit der Brief verloren geht, ja? Bildest Du Dir etwa ein, unsere Briefträger können französisch lesen?“

„Weißt Du was? Da Du den Brief nicht abschicken kannst, fährst Du morgen selbst zur Schneiderin und sprichst mit ihr.“

„Und die Mühe und Arbeit, die ich mit dem Briefe gehabt habe? Soll die ganz umsonst gewesen sein? Du willst Dich wohl über mich lustig machen? Und dann — warum soll ich Geld für eine Droschke ausgeben, wenn doch eine Post existiert?“

„Aber Du hast doch ihre Adresse vergessen?“

„Halt! Ein Gedanke! Sie wird gewiß im Adressbuch zu finden sein . . .“

„Ich glaube nicht, daß alle Schneiderinnen im Adressbuch stehen.“

„Du denkst wohl, ich lasse bei Gott weiß wem arbeiten? . . . Natürlich bei Deinem kleinen Gehalt . . . Ich versage mir alles . . . tatsächlich alles! . . . Andere Frauen, die lange nicht so hübsch sind wie ich, fahren in eigenen Equipagen, während ich . . . ich kann nicht einmal, wenn's nötig ist, zur Modistin fahren, sondern muß stundenlang sitzen und Briefe schreiben! . . . Und das nennt man Leben!“

„Was noch?“

„Meine Finger sind ganz voll Zinte! . . . Und alles bloß dieses Briefes wegen! . . . Ein anderer Mann hätte seiner Frau die Mühe erspart, hätte statt ihrer an die Schneiderin geschrieben . . .“

„Aber ich wußte ja garnicht . . .“

„Das hättest Du erraten müssen . . . Du hättest es mir an den Augen ablesen können . . . Aber so sind die Männer von heute . . .“

„Nein, das ist nicht auszuhalten! Und alles bloß wegen eines lumpigen Briefes an die Schneiderin! Aber nun hab' ich's satt! Wo ist der Brief? Gib ihn her!“

„Ich gebe ihn nicht!“

„Ich befehle Dir — Du gibst mir auf der Stelle den Brief! Schließlich bin ich doch der Herr! Am Ende ist dieser Brief garnicht an die Schneiderin?“

„An wen denn sonst?“

„Wie soll ich das wissen! . . . Man hat Fälle gehabt . . . Den Brief! . . . Du gibst mir augenblicklich den Brief! . . . Augenblicklich, sage ich Dir, sonst . . .!“

„Gott! was Du für schreckliche Augen machst! . . . Wenn Du einen Revolver in der Tasche hast, so sag's mir gleich . . .“

„Gahaha! . . . Nein, Dir kann man wirklich nicht einmal ernstlich zürnen . . . Na, gib mir schnell den Brief, Lissa!“

„Und Du wirst ihn nicht zerreißen, Mitja?“

„Nein doch! Also sie wohnt auf der Radjeschbinskaja . . . in einem roten Hause . . . Madame Sôraphine? Na, zieh Dich an! Ich gehe inzwischen den Brief an seine Adresse befördern, dann komme ich Dich holen. . . . Wir werden wohl noch gerade rechtzeitig zum dritten Akt . . .“

„Und daran bist Du ganz allein schuld, Mitja! Wie kann man mir wegen einer solchen Kleinigkeit Streit ansagen! . . . Aber

weißt Du was? Ich schide den Brief lieber nicht ab . . . Sie hat es nicht gern, wenn man sie zur Eile drängt . . . (Zerreißt den Brief.) Na, in einer kleinen halben Stunde bin ich fertig . . .“

Kleines feuilleton.

e. Die Kunst im neueren Buchdruck. Das Kunstgewerbemuseum hat im Lichthof aus Anlaß des 25jährigen Jubiläums der Typographischen Gesellschaft eine Ausstellung von Werken veranstaltet, die einen Ueberblick über den heutigen Stand der Buchausstattung geben. Entsprechend dem Anlaß ist das Typographische hervor gehoben, also das Bild der Druckseite, das sich zusammensetzt aus Type, Papier, Satz, Druckeranordnung. Es fehlen die illustrierten Werke.

Es ist noch nicht allzu lange her, so etwa 8 Jahre, da wurden diese Bestrebungen verläßt. Wenn jemand auftrat, der für das Buch eine gewählte und schöne Druckart, ein angenehmes wirkendes Papier, das zugleich dauerhaft und praktisch war, verlangte, der betonte, daß allein durch gutgewählte Type und Papier, durch die bloße Güte des Materials etwas Schönes erreicht werden konnte, der sah sich einer höhnenden Majorität gegenüber, die seine Bestrebungen, das Aussehen des Buches zu heben, als Marotte ansah. Es ist in dieser Hinsicht schon bezeichnend, daß die Typographische Gesellschaft 25 Jahre besteht. Man hat aber nicht gehört, daß die moderne Bewegung, die sich auf die künstlerische Neorganisation des Buches stützt, etwa von dieser Typographischen Gesellschaft ausgegangen ist, oder hier sofort eine energische Unterstützung gefunden hätte. Nein, man wird das Neue verläßt haben, wird sich in dem Ruhm gesonnt haben, daß wir es herrlich weit gebracht haben, und daß es so, wie es ist, gut ist, um dann, als die Bewegung allgemein sich durchgesetzt hatte, bei dem 25jährigen Jubiläum sich ihrer zur Ehrung seiner selbst gefälligst zu bedienen.

Die sogenannte „Kunst im neueren Buchdruck“ — der Titel ist schon übel gewählt. Ein geschmackvoller Mensch sollte ihn nicht nehmen. Er klingt so nach Modemittläuferei. „Die Kunst im Leben des Kindes.“ „Die Kunst in der Frauenkleidung.“ Und dergleichen. Diese Art ist nicht fein. Es haftet ihr etwas Bazarmäßiges, Anpreisendes an. Zudem entspricht er nicht den Tatsachen und zeigt an, daß die, die ihn wählten, nicht recht den Sinn und die Tragweite überschauen. Handelt es sich hier um Kunst? Keineswegs. Es handelt sich einfach um Buchdruck. Das, was wir hier sehen, — so sollten Bücher aussehen, nicht genau so, aber jedenfalls gleichwertig. Buchkunst ist Unstun, und, wer diesen Standpunkt vertritt, der zieht eine Schranke zwischen mit raffinierten künstlerischen Mitteln ausgestatteten Werken und den Büchern des Alltags. Gerade die aber sollen gut und schön gedruckt sein. Das heißt — wer so redet, hebt das Künstliche, Ungefunde dieser Bewegung hervor und vernachlässigt, übersieht das Gesunde, das Praktische. Und darauf kommt es gerade an. Es ist nicht so wichtig, daß einzelne, wenige als literarische Gourmands mit schmalenden Lippen ein Buch wie eine Kostbarkeit betasten — das braucht man nicht zu unterstützen, denn das behauptet sich von selbst —, wohl aber kommt es darauf an, daß die ganz billigen Bände, die in jedermanns Händen sind, solide, praktisch, mit einer gewissen Delikatesse hergestellt sind. Dazu braucht's weiter nichts als gutes Papier, speziell ausgewählte Typen, besonders angeordnete Satz — und das gute Buch ist fertig. Das einfachste ist da meist das beste und erweist sich als am längsten wirkend. Die sogenannte „Buchkunst“ hat sich praktisch durchgesetzt, die Verleger selbst haben sich den Forderungen nicht mehr verschließen können, daß ein Buch, wenn es überhaupt gedruckt wird, auch gut und schön gedruckt sein soll. Die Kunst brauchen wir um deswillen erst gar nicht zu bemühen. So wie die Bewegung aus der Praxis entstanden ist, soll sie auch der Praxis dienen und dementsprechend behandelt werden.

In dieser Ausstellung nimmt Deutschland den größten Raum ein, weit über die Hälfte. Es kann also im Grunde von einer international gerecht abwägenden Verteilung nicht die Rede sein. Es wäre vielleicht besser gewesen, hier dem Entweder — Oder zu folgen, entweder nur eine deutsche oder internationale Ausstellung zu veranstalten. Durch diese einseitige Bevorzugung — ausgehend von dem Satz: wie herrlich weit wir's doch gebracht haben — tritt Deutschland (Schränk 1—25) ungebührlich in den Vordergrund. Und was wir von den anderen Ländern sehen (England [Schränk 26—32], Amerika [33], Niederlande [34], Schweden [35], Dänemark [36], Frankreich [37], Oesterreich [38]), sind nicht viel mehr als Zufälligkeiten. Deutschland hat demnach 25 Schränke, sämtliche übrigen Länder 12. Damit wird der Einfluß, den andere Länder auf uns ausüben, vertuscht und das erscheint nicht fein. Die ganze moderne Buchkunst — soweit sie wertvoll ist und bleiben wird, von den älteren Bestrebungen in Mainz (Schränk 2), München (Schränk 1) und anderen abgesehen — ist ohne England zum größten Teile undenkbar und es ist fraglich, ob ohne das Vorgehen der Engländer unsere heimischen Firmen diesen Weg selbst gefunden hätten, und wenn, ob sie ihn so resolut gegangen wären. Man dient damit nicht der Entwicklung. Das Gefühl des Erreichthabens schlafert leicht ein.

Unter den deutschen Firmen sind hervorzuheben, abgesehen von den schon genannten älteren, die Rudhardtsche Gießerei in Offenbach (Schränk 5), eine Reihe Berliner Druckereien, Bügenstein,

O. von Holtz, Sittensfeld (Schrant 6), Drugulin (Schrant 12), Boefjel u. Treppe (Schrant 14). Daran schließen sich die Städte Hamburg (18), Krefeld (19), Darmstadt (20), Köln (25) an.

Es bleibt noch etwas über den Katalog (für 20 Pf. erhältlich) zu sagen, der, im übrigen oberflächlich schnell, wenn auch etwas zusammenhanglos orientierend, stilistisch zu wünschen übrig läßt. Nur einiges sei hervorgehoben, das bei einer flüchtigen Durchsicht auffiel. Herr Jessen, der Direktor der Bibliothek und Verfasser, macht zu viel Wertbelegungen. „Heinz König darf nicht ungenannt bleiben.“ „Nicht ungenannt,“ diese doppelte Negation! Schriftgiebereien und Verleger haben diese Sammlung „freundlicher“ ergänzt. Edmann ist „früh verstorben“. Auch ein Dr. Guttler ist „früh verstorben“. Die Reichsdruckerei erhält den Zusatz: „diese große Staatsanstalt“. Man sieht ordentlich, wie er einen Wüdling bis zur Erde macht: diese große Staatsanstalt! Der letzte Abschnitt ist den „Förderern“ gewidmet. Auch das ist überflüssig und lächerlich. Es werden da einige Hilfsarbeiter und Direktoren anderer Anstalten namhaft gemacht, die durch Leihgaben die Ausstellung wieder „freundlicher“ unterstützt haben. Dabei sagt Jessen selbst am Anfang ganz richtig: seltene Ausgaben und kostbare Serien fehlen. Wozu also den Leihern eines überall käuflichen Buches anführen? Das ist unangebrachte Vereinskneierei und verrät einen unsachlichen Standpunkt. Zudem macht es einen unendlich gespreizten Eindruck. Denn der Eingeweihte weiß, daß jede gut assortierte Sortimentsbuchhandlung eine solche Ausstellung alle Tage herrichten könnte. Der Vorzug liegt hier bloß in einer gewissen Ueberständigkeit des Nebeneinander, die die wechselnde Auslage eines Buchladens nicht gestattet. Das ist doch aber nicht so erbeblich.

Die Ausstellung ist an allen Tagen der Woche (mit Ausnahme des Montags) dem Abendbesuch von 7½—9½ Uhr geöffnet.

ge. Eine Eisenbahnfahrt durch die Schneeschuppen der kalifornischen Sierras gehört durchaus nicht zu den Unnehmlichkeiten des Reisens. Wenn ein Reisender auf der Ueberlandtour nach San Franzisko von Osten nach Westen zu fahrend, die Süd-Pazifischebahn benutzt, dann schweift wohl ein Seufzer der Erleichterung seine Brust, sobald sein von der tödlichen Einförmigkeit der Wildnisse Utahs und Nevadas ermüdetes Auge beim Aufsteigen der Strecke an den Ausläufern der Sierras auf abwechslungsreiche Bilder fällt. Aber seine Freude ist oft nur von kurzer Dauer. Gerade wenn sich sein Blick an der großartigen Szenerie der Welt, an den grellen Kontrasten der schneebedeckten Gipfel und der in bläulicher Dämmerung daliegenden Canons der schäumenden Katarakte und der lachenden Täler weiden will, stößt die Lokomotive einen schrillen Pfiff aus, und wie von Zauberhand weggeschwift, verschwindet das ammutige Bild mit einem Schlage. Der Reisende findet, daß er durch eine dunkle, tunnelartige Anlage fährt. Rings um ihn tiefe Dunkelheit, verstärkt dringt das Keuchen und Schnauben der Lokomotive, das Rasseln und Klappern der Räder an sein Ohr. Was mag das sein? Der Zug ist in die Schneeschuh-Überdachungen eingefahren. Und durch diese düstere Holzschuppenanlage muß der Reisende volle 90 Kilometer fahren, nur von Zeit zu Zeit öffnet sich ein kleiner Durchblick in das um die Schneeschuppen liegende Paradies. Kaum aber fängt er an, seine Augen über all' die Herrlichkeiten hinwegschweifen zu lassen, da beginnt ein neuer Schneeschuppen und schlägt ihm die Pforte, durch die er die Schönheit der Außenwelt sah, vor der Nase zu. Dennoch besitzen diese Anlagen ihre praktische und gute Seite, und die Reisenden, die sich im Schutze ihrer Wände und Dächer befinden, haben allen Grund, ihnen dankbar zu sein. Diese 90 Kilometer sind die gefährlichsten Stellen der ganzen Strecke, und wären diese Schneeschuppen nicht, so würde sie wohl manchen Monat im Jahre ganz unfahrbar sein. In den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die erste Maschine mit ihrem Pfiff das weithin schallende Echo der Sierras wedte, hatten Passagiere und Streckenarbeiter sehr unter den fürchtbaren Wizzards, den ungeheuren Schneeverwehungen und den herabdonnernden Schneelawinen zu leiden. Im Jahre 1870 wurde daher der Bau der ersten Schneeschuppen begonnen, und als sämtliche Schuppen fertig waren, stellte sich heraus, daß die Anlage die Summe von 12 Millionen Mark verschlungen hatte. Jeder Meter der 90 Kilometer langen Strecke kostete also das stattliche Sämmchen von zirka 135 M. Und die Unterhaltungskosten sind seither noch gewachsen; denn es hat sich die Notwendigkeit herausgestellt, noch stärkere Schuppen zu errichten, da viele der alten dem unberechenbaren Druck und der Wucht der niedergehenden Lawinen nicht standzuhalten vermochten. Da auch jetzt noch manchmal die stärksten Balken beim Anprall der Lawinen wie dünne Rohre einknicken, und das Auffahren eines Zuges in das Trümmerfeld unsehlbare Entgleisung zur Folge haben würde, so muß die ganze Strecke Tag und Nacht besichtigt und abpatrouilliert werden. Die Wächter versehen diesen anstrengenden Dienst mit solcher Gewissenhaftigkeit, daß nur höchst selten kleine Unregelmäßigkeiten vorkommen, trotzdem die Schuppen 7 Monate unter einer hohen Schneedecke liegen.

Technisches.

— Elektricitätswerke am Zambesi. Vor kurzem hat sich, wie die „Techn. Rundschau“ berichtet, in England eine Gesellschaft gebildet, welche die in den gewaltigen Viktoriasfällen des Zambesi aufgespeicherte Kraft nutzbar machen will. Die Fälle, die

aus einer Höhe von 120 Meter in das tiefer gelegene Bett des Zambesi herabstürzen, können nach den angestellten Berechnungen in der Regenzeit ungefähr 35 Millionen Pferdekrafte entwickeln, während die Niagarafälle nur den fünften Teil dieser Riesenergie aufweisen. Zunächst will man die in den Viktoriasfällen sich darbietende Kraft zum Betriebe der großen afrikanischen Bahn verwenden, die belanztlich von Kapstadt aus in der Richtung von Siden nach Nordosten Afrika durchqueren soll. Der Schienentweg ist bereits bis zu einer kleinen Entfernung an die Zambesifälle herangeführt und wird sie demnächst ganz erreichen. Die in elektrische Energie umgesetzte Triebkraft der Wasserfälle soll dann teilweise für die Installation der Bahn, teilweise für den ausgedehnten Minenbetrieb Afrikas verwandt werden. Zu letzterem Zwecke wird eine Stromleitung in einer Ausdehnung von 350 Kilometer angelegt werden, die von den Maschinenhäusern des Zambesiflusses bis in die Nähe von Johannesburg führt, und von dort aus in die einzelnen Minenbezirke der beiden neuen englischen Kolonien weitergeleitet wird. So werden die Kohlenbergwerke von Bantie, die Goldminen von Buluwah, Gebelo und Hartley, sowie die nördlich vom Rand gelegenen Kupferminen mit elektrischer Triebkraft versehen werden. Man ist zurzeit mit den vorbereitenden Arbeiten fertig und hofft, demnächst mit der Installation der elektrischen Werke am Zambesi beginnen zu können, die analog denen am Niagara eingerichtet werden sollen.

Notizen.

— Die illustrierte Zeitschrift „Wandern und Reisen“ (Düsseldorf, L. Schwann) hört mit Ende des Jahres auf zu erscheinen.

— Gorki's Selbstbiographie. Maxim Gorki sandte seinem Verleger, der ihn um eine Autobiographie angegangen hatte, folgende Zeilen ein: 1878 Schusterlehrling, 1879 Lehrling bei einem Zeichner, 1882 Geschirrwäscher an Bord eines Dampfbootes, 1883 Bäcker, 1884 Hausmeister, 1885 Bäcker, 1886 Chorist bei einer Wandertruppe, 1887 Aepfelverkäufer in den Straßen, 1888 Selbstmordkandidat, 1889 Advokaten-schreiber, 1891 Fußwanderer durch Rußland, 1893 Tagelöhner bei der Eisenbahn, 1894 erschien meine erste Novelle. Schriftsteller Maxim Gorki.

— Rudolf Presber hat im Verein mit Hans v. Wenzel ein dreiaktiges Lustspiel geschrieben, das den Titel „Pharaos Tochter“ erhalten hat.

— Gartlebens Komödie „Angela“ war in letzter Zeit mehrfach „gefragt“. Der Autor hat sie aber von allen Bühnen, die das Stück schon erworben hatten, zurückgezogen.

— „Rose Bernd“ von Gerhart Hauptmann gelangte am National-Theater in Budapest in ungarischer Sprache zur Aufführung. Das Drama hatte sehr großen Erfolg.

— Ditto Ernsts „Bannermann“ brachte es am Burg-Theater zu vier Aufführungen.

— „Reugierige Frauen“, eine dreiaktige Oper von Wolf-Ferrara, wird die nächste Neuheit des Theaters des Westens sein.

— Enna's Oper „Heiße Liebe“ hatte bei der Uraufführung in Weimar einen Achtungserfolg.

— An der Akademie der bildenden Künstler in München sind 416 Studierende (309 Maler, 91 Bildhauer, 16 Radierer), darunter 188 Ausländer, eingeschrieben.

— Der Zentralverein für Errichtung billiger Wohnungen in Darmstadt schreibt einen Wettbewerb zur Erlangung muster-gültiger Baupläne für Arbeiter-Wohnhäuser aus. Preise: 1000, 600 und 400 Mark.

Büchereinkauf.

— Eduard Waldo Emerson: Ralph Waldo Emerson. Minden i. W. J. C. C. Druns' Verlag.

— Leo Berg: Deutsche Märchen des 19. Jahrhunderts. Berlin. Leipzig. Paris. Hupeden u. Merzbn. 5 M.

— Stefan Zweig: Die Liebe der Gräfin Ewald. Novellen. Berlin. Egon Fleischel u. Co. 2 M.

— Björnstjerne Björnson: Flaggen über Stadt und Hafen. München. Albert Langen.

— Ludwig von Ploeg: Das Jauchzen der Geigen. Roman. Berlin. Egon Fleischel u. Co. 5 M.

— Rudolf Lindau: Alte Geschichten. Berlin. Egon Fleischel u. Co.

— Henri Pontoppidan: Die Sandiger Gemeinde. Berlin. Leipzig. Paris. Hupeden u. Merzbn.

— Selma Lagerlöf: Die Wunder des Antichrist. München. Albert Langen.

— Dr. A. Baur: Die Kunst gesund zu bleiben. Stuttgart. Paul Wähler. 1 M.

— Otto Nordenskjöld: „Antartic“. Zwei Jahre in Schnee und Eis am Südpol. 2 Bände. Berlin. Dietrich Reimer (Ernst Wohsen). 12 M.

— Kulturbilder aus dem „Simplicissimus“. Der Student. Demimonde. München. Albert Langen. a 1 M. 50 Pf.